



Peter Hossli während der Flüchtlingskrise im Sommer 2015 an der serbisch-ungarischen Grenze. «Auf dem Feld bin ich auf die Story fokussiert, und das Chaos um mich herum gibt mir innere Ruhe.»

«Emotional nicht auszuhalten»

Journalist Peter Hossli präsentiert sein erstes Buch. «Es ist eine Liebeserklärung an unseren Beruf.» Im Interview verrät der langjährige Blick-Autor, wieso ihn das Jammern der Berufskollegen nervt, seinen Fehlschlag mit Monica Lewinsky und wo er hinget, um zu weinen.

Interview: Alejandro Velert

Peter Hossli, Sie machten lange ein grosses Geheimnis um den Inhalt Ihres ersten Buchs. In der Branche wurde erwartet, dass Sie eine grosse Bombe platzen lassen.

Ich habe nie gesagt, es sei ein Geheimnis. Sondern nur, dass ich nicht darüber reden wolle.

Sie hatten ein Enthüllungsbuch geplant, richtig?

Nein, nie. Mir war das Risiko dieses Projekts klar, da es persönlich sein würde. Die Medienbranche ist geschwätzig, und ich wollte nicht, dass mir zu viele Personen reinreden, sondern mir einen grossen Freiraum bewahren.

Nun erfahren wir, dass Sie in Ihrer ganzen Karriere nur mit einem Text zufrieden waren. Demjenigen über den Fotografen Robert Frank. Wie zufrieden sind Sie mit Ihrem Buch?

Das müssen andere beurteilen.

So einfach kommen Sie nicht weg.

Ich bin mit meinen Texten selten restlos zufrieden. Das ist etwas anstrengend, macht die Arbeit aber besser. Mein allererster Chef beim «Tages-Anzeiger» hat mir eingebläut, «wenn du glaubst, du hast etwas Tolles geschrieben, ist es meist nur mittelmässig. Ringst und haderst du bis zur Deadline, kann es gut kommen.» Er hatte recht.

Sie arbeiten viel und sind immer unzufrieden? Das tönt zermürbend.

Ich bin nicht unzufrieden, aber selbstkritisch. Man ist immer nur so gut wie die letzte Geschichte. Der deutsche Journalist Wolf Schneider sagt, einer müsse immer arbeiten. Entweder ist es der Autor oder der Leser. Ich bemühe mich, der Leserschaft möglichst viel Arbeit abzunehmen.

Die erste Miete ging an die Mafia



Das Erstlingswerk von Peter Hossli, 49, ist ein Buch darüber, wie und warum er als Reporter arbeitet. Spannend und sehr

persönlich beleuchten die Memoiren den schmalen Grat zwischen beruflicher Obsession und privater Verantwortung.

Werd Verlag, 370 Seiten, 29 Franken
ISBN 978-3-85932-939-3

Foto: Pascal Mora

Herausgekommen ist ein sehr persönliches Buch.

Entsprechend gross ist die Absturzgefahr. Ich musste entscheiden, ob ich über unser Handwerk, die Krise im Journalismus oder ein Enthüllungsbuch schreibe. Ich habe mich aufs Handwerk konzentriert und streife die anderen beiden Bereiche. Mein Fokus ist, wie ein Reporter arbeitet, was ihn antreibt und was die Aufgabe dieses Berufs ist. Und das tue ich anhand meiner eigenen Geschichte und den Geschichten, die ich in 25 Jahren erzählt habe.

Sie bezeichnen die gute Story als Glückspille, diese wirke wie eine Droge auf das Hirn eines Journalisten. Seit wann sind Sie süchtig?

(Überlegt lange) Als ich sechs Jahre alt war, ging die Firma meines Vaters Konkurs. Wir mussten umziehen. Von einer Villa mit Swimmingpool und Ziegen im Garten in eine Drei-Zimmer-Wohnung in Nussbaumen im Aargau. Da versuchte ich erstmals zu ergründen, warum und wie die Dinge geschehen. Und ich realisierte, dass man von einem auf den anderen Tag alles verlieren kann. Seither begleitet mich eine Mischung aus Neugier und Unsicherheit.

Und das Bedürfnis, Geschichten zu erzählen?

Das steckt in allen Menschen und ist so alt wie die Menschheit. Eine Höhlenmalerei, die die Mammut-Bestände darstellt, ist Journalismus. Und es ist eine wichtige gesellschaftliche Aufgabe. Journalisten sind Dienstleister an der Demokratie. Das ist für mich zentral. Wir sind nicht die vierte Macht. Die Macht liegt beim Volk und den Entscheidungsträgern.

Was ist die Rolle der Journalisten?

Wir Journalisten müssen der Wahrheit so nah wie möglich kommen, diese unvoreingenommen beschreiben und abbilden. Damit andere richtig entscheiden können. Es gibt Journalisten, die die Welt verändern wollen, die als Aktivisten agieren. Das ist für mich ein falscher Ansatz.

Und wenn Sie, wie 2015 auf der Flüchtlingsroute in Osteuropa, Flüchtende um Hilfe bitten?

Das Elend und die Not auf dem Balkan waren riesig. Viele Flüchtlinge fragten mich, ob ich sie mit dem Auto nach Berlin fahren könne. Ich weiss von Journalisten, die das gemacht haben. Das lehne ich ab, weil es ein Eingriff in die Realität ist. Journalisten berichten,

wir sind keine Schlepper.

Also schauen Sie zu, statt zu helfen. Das werfen mir meine Töchter jeweils auch vor (schmunzelt). Fotograf Pascal Mora und ich füllten jeden Tag eine Doppelseite für den Blick. Wir zeigten auf, was da überhaupt los ist. Was man damit macht, müssen die Entscheidungsträger wissen.

Vor dem Computer statt an der Front: Zu viele Schreibtischjournalisten seien auf den Redaktionen, sagen Sie. Generalisierungen sind gefährlich. Aber zu oft schauen Journalisten nur in ihre Computer und berichten darüber, was sie dort sehen.

«Als ich sechs Jahre alt war, ging die Firma meines Vaters Konkurs. Seither begleiten mich Neugier und Unsicherheit.» Peter Hossli

Qualitätsjournalismus gibts nur draussen?

Ach, ich mag den Begriff Qualitätsjournalismus nicht. Ein guter Text in einer Boulevardzeitung kann genauso gut sein wie ein langer Text in der «NZZ». Jeder Text, jedes Bild, jedes Video muss den journalistischen Regeln gehorchen, egal wo es erscheint.

Wenn wir schon bei der «NZZ» sind. Im Kapitel «Kalt geschrieben, kalt erwischt» berichten Sie, wie Sie in Ihrer Anfangszeit als freier Journalist in den USA 1998 der «NZZ» einen Text anboten, den Sie vom «New Yorker» abgeschrieben hatten.

Das bereue ich noch heute. Ich fing einst beim Magazin «Facts» an und lernte viel. Auch die Dinge, die man nicht macht. Geschichten zuspitzen, kalt schreiben, bei anderen Fakten oder Zitaten übernehmen. Aber das spricht mich nicht frei.

Haben Sie sich entschuldigt?

Selbstverständlich. Ich beschreibe im Buch auch andere Fehlschläge. Mein Interview mit Monica Lewinsky beispielsweise. Sie für ein Gespräch zu gewinnen, war eine Sensation. Aber das Interview selber war schwach, sie wollte nur über die Handtaschen-Firma sprechen, die sie gegründet hatte. Aus jedem Fehler habe ich gelernt. **Auch den Amoklauf an der Columbine High School verpassten Sie.**

Ich sass am Flughafen in Denver ▶

und sah im Fernseher, was da geschieht. Nur 15 Meilen entfernt! Aber mir entging die Dimension dieser Tragödie, und ich stieg in den Flieger. Als ich in New York ankam, erwarteten mich ein Dutzend Anfragen von verschiedenen Redaktionen. Ich möchte in meinem Buch Journalismus lebendig und konkret vermitteln. Fehlschläge gehören dazu.

Früher was also nicht alles besser. Nein, im Gegenteil. Der Journalismus ist heute insgesamt besser. Das Problem ist, dass das Geschäftsmodell wegbricht. Das führt zu grosser Verunsicherung und Sparmassnahmen. Deshalb sitzt man mehr vor dem Computer. Und die Journalisten verwenden zu viel Energie darauf, zu jammern. Und sie beschäftigen sich zu oft mit dem Geschäftsmodell ihrer Branche.

Was ist daran falsch? Das ist Aufgabe der Medienmanager! Die sollen die neuen Geschäftsmodelle entwickeln. Wir Journalisten müssen Geschichten erzählen.

Sind Katzenvideos und lustige Bildgalerien gute Geschichten?

Wenn Katzenvideos guten Journalismus finanzieren, ist mir das recht. Es ist eine hervorragende Zeit für Journalismus. Die Welt ist komplex, das Nachrichtenrad dreht ungeheuer schnell. Das verlangt Einordnung und Erklärung. Gute Storys funktionieren immer.

Was raten Sie jungen Journalisten? Anders zu sein als die anderen. Dort, wo sich viele Journalisten tummeln, findet man keine Geschichten. Das war meine wichtigste Lektion als freier Journalist in New York. Die Auslandskorrespondenten studierten jeweils die Tageszeitungen und berichteten nach Europa, was die Amerikaner schrieben. So konnte ich kein Geld verdienen. Also musste ich andere Storys anbieten.

Mit Erfolg? Es war ein hervorragendes Geschäftsmodell. Es gilt das Prinzip von Angebot und Nachfrage. Wird eine Ware knapp - die gute Geschichte -, steigt der Preis. **Sie sind reich geworden in Amerika?** Nein, das nicht. Aber ich konnte gut leben und schrieb nie rote Zahlen. Meine erste Miete überwies ich, wie mir später Undercover-Agent Joseph Pistone alias Donnie Brasco erklärte, an eine Mafia-Familie. Dieser gehörte das Haus, in welchem ich in New York wohnte. **Sie gelten als akribisch und gehen bei**

Ihrer Arbeit nah ans Geschehen und an die Menschen. Gleichzeitig bestehen Sie darauf, dass man als Reporter sehr nüchtern und distanziert berichten muss. Ist das kein Widerspruch?

Wenn ich in Somalia hungernde Kinder sehe, blende ich meine Reaktion darauf aus. Sonst wäre es emotional nicht auszuhalten. Der Fokus liegt auf der Story, und ich muss einen möglichst guten Artikel verfassen. Das ist reines Handwerk. Mit Fakten und nüchterner Schreibe generiert man ohnehin stärkere Emotionen als mit traurigen Beschreibungen.

Gehen Sie gerne an solche Orte? Ich habe mal einen Kriegsreporter gefragt, wieso er in Kriegsgebiete ziehe. Er erklärte mir, dass zu Hause, im amerikanischen Paradies, sein inneres Chaos viel grösser sei als das äussere Chaos. Das mache ihn unruhig.

Und bei Ihnen ist das ähnlich? Es geht mir gleich. Dass ich ständig auf Reportage gehe, hat durchaus etwas Egoistisches. Auf dem Feld bin ich fokussiert, und das Chaos um mich herum gibt mir innere Ruhe.

Und wenn Sie nach Hause zurückkehren?

Meine Empfindungen sind privat. Auf der Redaktion erzähle ich wenig, zu Hause etwas mehr. Die Verarbeitung des Gesehenen findet oft im Zürichsee statt, wo ich täglich schwimmen gehe. Und ich gehe in den Wald. Dort weine ich. Das hat etwas von einer Katharsis. **Man kann die Emotionen eben doch nicht ausschalten.**

Nein, aber die Emotionen sollten die Arbeit nicht steuern. Ich lasse sie zu, wenn die Arbeit abgeschlossen ist. 2009 begleitete ich in Namibia ein Ehepaar, er Schweizer, sie Namibierin. Ihre zwei kleinen Kinder waren ermordet worden. Noch heute geht mir die Geschichte nahe, wenn ich sie lese.

Bleiben Sie mit Ihren Protagonisten in Kontakt?

Diese persönliche Ebene ist bei einigen geblieben. Mit einem Waffennarr in Ohio, einem Trump-Wähler, maile ich oft.

Sie kommen in Ihrem Buch immer wieder auf den Spagat zwischen Familie und Beruf zu sprechen.

Vor ein paar Jahren las ich die hervorragende Autobiografie der Kriegsphotografin Lynsey Addario. Sie schreibt über die Dinge, die sie verpasste, weil sie immer unterwegs sei. Über die Opfer, die sie erbringe. Da bin ich komplett anderer



Wie ist die Stimmung in den USA? Mit welchen Problemen haben die Menschen zu kämpfen? Die Antworten sucht Peter Hossli 2016 bei Kohlenarbeitern in Grundy, Virginia. Dort erreichte Trump im Vorwahlkampf die höchste Zustimmung. Hossli erkannte schon früh: «Trump hat beste Chancen, gewählt zu werden.»

Meinung. Ich bin kein Opfer. **Sondern der Verursacher.**

Genau. Opfer bringen die Angehörigen. Meine zwei Töchter sind mir nah und wichtig. Doch statt mit ihnen Geburtstag zu feiern, tingle ich mit einem Präsidentschaftskandidaten durch die USA. Das führt zu einer inneren Zerrissenheit. Das zu beschreiben, war mir wichtig. Es gehört zum Reporterleben. Immerhin, meine 14-jährige Tochter möchte nach der Lektüre des Buchs Journalistin werden. Für mich das schönste Kompliment. Sie hat im Buch die Liebeserklärung an diesen Beruf erkannt. **Inspirierte Sie das Buch von Lynsey Addario, selber eines zu schreiben?**

Lynseys Buch war wichtig. Doch die entscheidende Frage stellte Ayan Dagan. Sie war meine Übersetzerin auf einer Reportage in Somalia. Sie fragte mich: «Warum schreibst du?» Ihre Frage liess mich nicht mehr los.

Sie erzählen in Ihrem Buch die Geschichte dieser Übersetzerin. Sie lässt einen erschauern.

Ayan Dagan wurde als Kind beschnitten. So wie alle Mädchen in Somalia. Sie wurde vergewaltigt und nahm an sich selber eine Abtreibung vor. Warum erzählt sie mir das, einem fremden Europäer? Was braucht ein Reporter, um Vertrauen zu schaffen? Darüber wollte ich ein Buch schreiben. **Auf Ihrem Buchcover steht: «Was**

Foto: StefanFalke, Pascal Mora



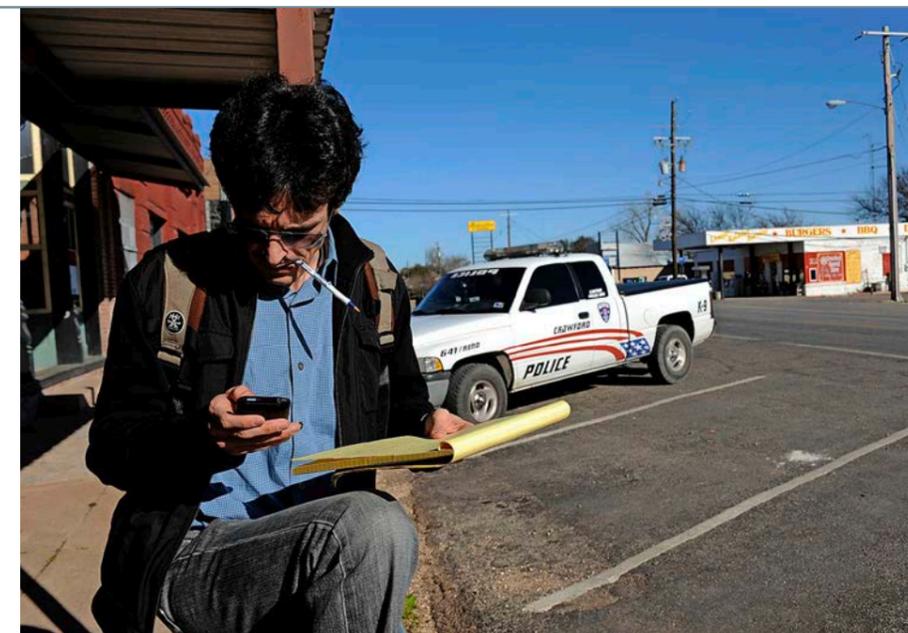
ich bin: Reporter.» Da steht nicht etwa Vater. Oder Lebenspartner. Natürlich bin ich zu Hause Vater und Partner. Doch am Ende sind wir als Menschen alleine. Dann bin ich Reporter. Letztlich ist es das, was mich am meisten ausmacht. **Sie sind auch Sohn. Im Buch outen Sie Ihren Vater als Alkoholiker.** Meine Jugend war nicht einfach. Die Art und Weise, wie ich arbeite, hat viel damit zu tun. **Inwiefern?**

Der Konkurs meiner Eltern machte neugierig und unsicher. Mit einem Alkoholiker aufzuwachsen,

hinterlässt Spuren. Es zwang mich früh, auf eigenen Beinen stehen zu können. **Hatten Sie Zweifel, ob Sie darüber schreiben oder nicht?** Niemand gehe ohne unangenehme Episoden durchs Leben. Mein Vater war prägend. Ich konnte sie nicht weglassen. **Weiss Ihr Vater, dass er im Buch vorkommt?** Ja.

Nach elf Jahren in den USA kehrten Sie 2009 in die Schweiz zurück und beschreiben diesen Moment als innerliche Katastrophe. Sind Sie

Bild oben: 2009 in Crawford, Texas, wo George W. Bush seine Ranch hatte. Nach acht Jahren Bush hatte von ursprünglich zehn Souvenirläden keiner mehr offen. Bild unten: Seilziehen im Jahr 2017 mit hungernden Kindern in Somalia - das iPad immer in der Hand!



jemals hier angekommen?

Die Rückkehr war für mich ein Bruch. Ich wäre gerne in New York geblieben. Aber es machte Sinn, nur schon wegen der Schule der Kinder. **Sie arbeiteten danach immer für Ringier, meist für den Blick. Es gibt Publikationen, die ein höheres Renommee geniessen.**

Journalisten arbeiten nicht für ihr Renommee, sondern für die Leser. Für die Blick-Gruppe zu arbeiten, war ein Privileg. Ich konnte tolle Storys realisieren. Nach acht Jahren wollte ich mich verändern.

Was ist der Unterschied zwischen einem Schriftsteller und einem Reporter?

Schriftsteller ist ein zu grosses Wort für das, was ich mache. Mir gefällt an der jetzigen Arbeit der Rhythmus. Ich bin stets um 8 Uhr im Büro, schreibe bis 17 Uhr und gehe nach Hause. Das Hamsterrad der Nachrichten bestimmt mein Leben nicht mehr. Aber ich fange an, die Deadline zu vermissen.

Trotzdem schreiben Sie bereits an einem neuen Buch. Worum geht es?

Am Weihnachtessen erzählte mir mein Schwiegervater von einem Mordfall aus seiner Jugend. Ich war elektrisiert. Anhand dieser Geschichte zeichne ich ein Sittengemälde der Schweiz während des Kalten Kriegs nach. **Sie schimpfen in Ihrem Buch immer wieder über die Un-Kultur des Gegenlesens, wie es in der Schweiz üblich ist. Wir müssen Ihnen dieses Interview also nicht vorlegen?**

Das darf ein Journalist nach einem Interview nie anbieten (lacht). 🌐